



Evang. Gemeindeblatt für Stadt u. Landkreis Elbing

Verlagspostanstalt:
Seligenseil Ostpr.

Herausgeber:
Evang. Volksbund

Lutherwort.

Wir Christen sind schuldig, daß wir ohn' Unterlaß beten sollen: wo nicht mit dem Mund (wie wir denn nicht immer können), doch mit dem Herzen. Denn es sollen je alle Herzen einen jeden Augenblick in dem Wunsch stehen, daß Gottes Name geheiligt, sein Reich komme, sein Wille geschehe, item, daß er Fried im Land, gut Wetter, gesunden Leib geben wolle usw. Solches wünschet ein jeder Christ alle Stunden und Augenblick in seinem Herzen; und wenn er gleich nicht dran gedenkt, so ist doch nichts anderes in ihm. Das heißt geistlich und mit dem Herzen beten. Und wir bedürfen solches Gebets auch sehr wohl, um der steten Gefahr willen, daß ein Christ nicht einen Augenblick sicher ist vor dem Teufel und seinem eigenen Fleisch, daß er nicht in Sünde und Schande falle. Aber neben solchem Gebet des Herzens soll das mündliche Gebet auch gehen.

Herr, wir schreien aus Finsternissen,
unwert deiner Gnadengaben;
unsre Seele ist zerrissen,
weil wir dich verlassen haben.
Nimm uns auf, die Luftverwirrten,
und vergib uns unsre Sünden;
neig' dein Antlitz den Verirrten,
daß wir wieder heimwärts finden.
Wie dem Bruder wir vergeben,
wollst du uns Vergebung schenken
und in unser dunkles Leben
deine Gnadensterne senken.

Fr. B.

Und zog ferne über Land . . .

(Luk. 15, 13.)

Er zog ferne über Land — wer? Nur dieser eine von zwei Menschenbrüdern?

Tausende und Abertausende sind es, die sich auch heute noch einbilden, eine Flucht von Gott hinweg sei möglich. Sie ist keinem je gelungen. Aber ein anderes ist freilich uns Menschen möglich: ein Wandel ohne Gott. Und auf den zielt das Bildwort des Gleichnisses hin, wenn es uns berichtet: Er zog ferne über Land.

Wandeln wir mit Gott? Mit Gott wandeln heißt doch wohl vor allem: mit seiner lebendigen Wirklichkeit rechnen. Tun wir das? In stillen Feiertagen der Seele lenken wir unser Denken und Sinnen gewiß auch empor zu Gott. Aber auch in den Geschäften des Alltags und in dem Verkehr von Mensch zu Mensch? Lassen wir uns da nicht von ganz andern Gedanken bewegen und entscheidend beeinflussen als von dem Gedanken an Gott?

Was sind wir Durchschnittschristen doch für merkwürdige Leute! Wir leugnen Gott nicht. Wir lehren

unsern Kindern das Händefalten und Beten und beten auch selber. Wir freuen uns an Gottes Wort. Aber — fragen wir auch allen Ernstes nach seinen Wegen? Wir sind zufrieden, wenn wir unsere selbstgewählten Wege gehen können und auf ihnen vorwärts kommen, dann sagen wir Gott dafür auch noch je und dann ein Dankeswort. Wie selten aber stehen wir vor ihm mit der Frage: „Herr, was willst Du, das ich tun soll?“ und mit der Bereitwilligkeit: „Rede, Herr, dein Knecht höret“. Wie oft dagegen mit dem Anliegen: „Höre, Herr, ich will reden und dir sagen, was meines Herzens Begehrt ist“.

Es gibt wenig Menschen, die im Trotz Gott den Rücken kehren: „ich will und werde ohne dich mit meinem Leben fertig“. Aber es gibt sehr viele Menschen, die sich dessen entwöhnt haben, Gott ernstzunehmen und wirklich mit seiner heiligen Majestät zu rechnen. Steht unser Tun und Lassen wirklich unter dem Bewußtsein: Herr, du erforschest mich und kenneest mich, du verstehst meine Gedanken von ferne, du siehest alle meine Wege? — Wenn uns dieses Bewußtsein nicht stetig begleitet in unserm Alltag (und nicht nur in die Stunden unserer Arbeit, sondern auch in die unserer Erholung und Geselligkeit) — was bedeutet das dann? Nichts anderes, als was unser Gleichnis in das Bild gehüllt hat: Er zog ferne über Land . . .

Und darum tragen wir die Schuld an der Gottentfremdung in unserm Volk, wir, die Gottesgläubigen. Weil wir Gott nicht mit unserm Wandel bekennen. Und dabei schaut die Welt immer mehr nach der Offenbarung solchen Wandels aus, durch den Gott bekannt wird. „Es ist bei vielen das Einzige, was bei ihnen zu werben vermag für eine Abkehr von den Träbern, an denen sie es sich munden lassen. Sie lesen nicht in den geschriebenen Gotteszeugnissen, sie hören nicht auf seines Wortes Verkündigung, aber wo sie Menschen sehen, die wirklich mit Gott wandeln, da müssen sie die Gottesprache hören. Es ist die größte aller Fragen für jeden von uns, wie wir aus dem bloßen Denken über Gott zum Wandel mit ihm kommen.“

Was gehört dazu? Nicht bloß Stunden, in denen wir über uns selbst erschrecken, weil wir unser tatsächliches Fernesein von Gott spüren. Nicht bloß Stunden, in denen auch in unserm Innern jenes Selbstgericht vor sich geht, das uns in unserm Gleichnis (Luk. 15, 17) mit den Worten geschildert wird: „Er schlug in sich“. An solchen Stunden hat es uns wahrlich nicht gefehlt. Und doch wurden wir in ihnen nicht reif zu einem wirklichen Wandel mit Gott. Denn wir mieden den Weg, der uns in die innige Verbindung mit Gott hineinstellt. Statt dessen wählten wir den Weg frommer Vorsätze, und auf dem sind wir dann im alten Wandel stecken geblieben. — Dabei hat uns Gott den Weg nicht verborgen, auf dem er uns wirkliche Ge-

meinschaft mit ihm darbietet. Unser Gleichnis zeichnet ihn ja in voller Klarheit: es ist der Weg, der uns die Vergebung Gottes von ganzem Herzen suchen läßt, und zwar nicht nur in den Angst- und Notzeiten des Lebens, sondern täglich. Das ist das Brot, um das wir täglich bei ihm vorsprechen sollen. Denn ohne dieses Brot verkümmert unsere Seele. Aber von diesem Brot gibt es keinen Vorrat für den kommenden Tag. Es will täglich erbeten sein. Das allein führt in die Stetigkeit der Gemeinschaft mit Gott. Das allein läßt uns die Erfahrung seiner Heiligkeit machen. Das allein gibt Kraft, göttlich zu handeln und nach Gottes Herzen zu wandeln.

Warum bringt unser Wandel unsere Mitmenschen Gott nicht näher? Weil wir so ferne sind von göttlichem Handeln, so ferne von wirklichem Vergeben. Weil wir es mit dem älteren Bruder im Gleichnis halten (Luk 15, 28) statt mit seinem Vater. Wollte Gott, ich hätte Unrecht mit dieser Behauptung, aber — laßt uns in unser Herz blicken! Nur laßt es uns in rechter Weise tun, mit dem Licht des alten Psalmgebets hineinleuchten: „Erforsche mich, Gott, und erfahre mein Herz, prüfe und erfahre, wie ichs meine.“

Erst wenn wir begreifen, daß wir aus eigener Kraft unser Herz nicht im entferntesten zu ändern vermögen, aber in heiliger Angst es ebenso deutlich spüren, daß unser Herz anders werden muß, erst dann wird es uns aus unserer Gottesferne in die Gottesnähe treiben, täglich: Laß dich finden, laß dich finden . . .

Und erst dann steht unser Leben nicht mehr unter dem Gericht des Gleichniswortes: Er zog ferne über Land . . .

W. Sch.

Die Rumpelkammer.

Von Richard v. Volkmann-Deander.

Es war gegen elf Uhr vormittags, als Herr Doktor juris Albrecht Holzheimer ins Zimmer trat, den Hut und ein großes, wohlverschürtes und versiegeltes Paket Papiere auf das Schreibpult warf und sich selbst müde in den davorstehenden Lehnsstuhl fallen ließ. Erst am Abend zuvor war er nach langer, beschwerlicher Reise in seiner nordischen Vaterstadt und seinem verödeten väterlichen Hause eingetroffen. Früh um acht Uhr war er schon wieder ausgegangen. Nun waren die Geschäfte, um derentwillen er zurückgekommen, erledigt. Er hatte die letzten Fäden, die ihn an seine alte Heimat knüpften, gelöst, sein Haus mit dem umfangreichen kaufmännischen Geschäft, das seit Urgroßvaters Zeiten im Erdgeschloß betrieben wurde, an den bisherigen Verwalter verkauft. Was sollte er auch mit ihnen anfangen? Zum Kaufmannsfache hatte er nie die geringste Neigung verspürt; wo er sich später dauernd ansiedeln würde, wußte er selbst noch nicht. Jedenfalls nicht hier.

Er sah sich in dem altertümlichen Zimmer um, in dem er als Knabe gehaust. Es waren noch die alten Möbel, und sie standen noch an denselben Stellen wie zuvor. Selbst die Gardinen waren wohl noch die alten. Das dunkle, reich geschmückte Schreibpult, vor dem er saß, war das seines Vaters gewesen; dann hatte man es ihm eingeräumt, und er hatte an ihm seine Schularbeiten angefertigt. Die Erinnerung an seine Kinderjahre erfüllte ihn ganz. Sie waren sehr glückliche gewesen. Freilich, seine Eltern hatte er kaum gekannt, nur des Vaters erinnerte er sich dunkel; aber nach ihrem Tode war eine ältere Schwester des letzteren ins Haus gezogen und hatte die Erziehung des Knaben übernommen. Er hatte sie leidenschaftlich geliebt und wie an einer zweiten Mutter an ihr gehangen. Da starb auch sie, als er eben das fünfzehnte Jahr erreicht, nach längerem Kränkeln dahin, so daß er nun ganz allein stand. Die nächsten Freunde erboten sich zwar willig, den Knaben zu sich zu nehmen, aber der Vormund erschien und nahm ihn trotz aller Widerrede eben dieser Freunde mit sich nach Süddeutschland.

Seitdem war Albrecht Holzheimer nur zweimal in seiner Heimat gewesen. Heut' war es das dritte und, wie er glaubte, das letzte Mal.

Er nahm einen Bogen Schreibpapier, der vor ihm auf dem Pulte lag, und begann auf ihm mit dem Blei-

stift allerhand Schnörkel zu zeichnen. Noch ehe er eine Figur fertig hatte, strich er sie wieder aus.

„Ich werde nicht hingehen!“ sagte er plötzlich und halblaut zu sich selbst. „Ich werde von unterwegs aus an die Frau Senatorin schreiben und mich entschuldigen. Sie wird erfahren, daß ich nur einen Tag hier gewesen bin. — Wozu auch?“

Er fiel wieder in seine Gedanken zurück und zeichnete einen zweiten Bogen voll. Die Hast und Unruhe, mit denen er den Stift führte, bezeugten seine innere Erregung.

In der nächsten Parallelstraße lag das Haus der verwitweten Frau Senator Amthor, der Jugendfreundin seiner verstorbenen Tante. Vom zweiten Stock aus konnte man den hohen Giebel sehen, der mit seinen Kranen und seinen durch Läden geschlossenen Speicherfenstern alle Dächer überragte. Trotz des eben ausgesprochenen Beschlusses, nicht hinzugehen, — dort im Amthorschen Hause waren seine Gedanken. Bis zu seinem fünfzehnten Jahre war er dort täglich ein- und ausgegangen; fast seine sämtlichen Freistunden hatte er dort verlebt. Die einzige Tochter der Senatorin, Ursula, war seine tägliche Spielgenossin gewesen. Sie war vier Jahre jünger als er, und es hatte zwischen den Kindern ein inniges, geschwisterliches Verhältnis bestanden. Ihr damaliges Bild stand lebhaft vor seiner Seele. Dann war er plötzlich fortgenommen worden. O! wie er geweint hatte, und wie unglücklich er gewesen war, als er die kleine, ernsthafte und verständige Freundin verlassen mußte, um mit dem fremden Herrn abzureisen!

Etwa vier Jahre später hatte er seine Reifeprüfung abgelegt. Schon mehrere Wochen zuvor war eine freundliche Einladung der Frau Senator eingelaufen, die freie Zeit zwischen Schule und Universität bei ihr zuzubringen. Sobald er das Zeugnis in der Tasche hatte, reiste er ab. Es war sein erster größerer, selbständiger Ausflug. Er fand im Hause seiner mütterlichen Freundin alles beim alten. Ursula war klug und verständig, wie immer, aber wenig gewachsen und noch ein volles Kind.

Dann, wieder nach einer Reihe von Jahren, war er als frischgebakener Doktor noch einmal zurückgekehrt, diesmal uneingeladen und unerwartet. Er war inzwischen mündig geworden, und es war sein eigenes Haus, in dem er als Herr abstieg. Unangemeldet trat er in das Wohnzimmer der Frau Senatorin, die zufällig in der Küche beschäftigt war. Ein großes, schlank aufgewachsenes Mädchen stand am Fenster und erschraf sichtlich, als es ihn erkannte. Rasch ging er auf sie zu; doch sie verbeugte sich vor ihm und gab ihm dann erst zögernd die Hand, ihn zwar mit dem Vornamen, aber mit „Sie“ anredend. — Er wurde genötigt zu Tisch zu bleiben, und saß neben ihr; aber die jungen Leute konnten sich nicht wiederfinden. Ursula unterhielt sich fast nur mit ihrem zweiten Nachbar, einem weitläufigen Vetter, der in einem der großen Handelshäuser der Stadt arbeitete, und dessen Reiselust Albrecht verletzete. Die Frau Senatorin bemühte sich vergeblich, ein allgemeines Gespräch zustande zu bringen. Der Faden riß, sobald sie ihn geknüpft, wieder ab. Am folgenden Tage war Albrecht nach einem kurzen, etwas verlegenen Abschiedsbesuche, bei dem er Ursula nicht zu Haus getroffen, wieder abgereist. Er hatte die Absicht gehabt, längere Zeit, vielleicht den ganzen Winter über, zu bleiben und sich in seinem eigenen Hause einzurichten. Nun wurde in der Stadt erzählt, er habe um Ursula angehalten und einen Korb bekommen.

So stand es. —

Der junge Mann erhob sich, schloß das mittlere Fach des Kustes auf und zog einen Kasten hervor. Er war bis oben vollgepackt. Er lächelte und räumte den Inhalt heraus: Schreibhefte aus Quarta und Tertia, sorgfältig geordnet; kleine Kästchen und Schachteln mit allerlei Tand, wertlose Steine und Muscheln, wie er sie am benachbarten Meeresstrande aufgelesen. Er nahm alles heraus, um die Wertpapiere, die er mit sich nach Hause gebracht, in den Kasten zu legen; da fielen ihm noch einige Gegenstände in die Hand, die sein vollstes Interesse zu erwecken schienen: ein großer verrosteter Schlüssel, an dem ein Holztäfelchen mit unleserlicher Aufschrift

hing, und zwei Glaskristalle, die offenbar zu einem altmodischen Kronleuchter gehörten.

Er nahm den Schlüssel in die eine, die Glasstückchen in die andere Hand und setzte sich seufzend wieder auf den Lehstuhl.

Er schloß die Augen und träumte. Wieder war es die Jugendgespielin, die ihn beschäftigte; nicht die schlanke, schweigsame Jungfrau, sondern die kleine Ursula, die ihr mit ihren großen blauen Augen ansah. „Guten Tag, Urselchen,“ sagte er zu ihr, „ich bin mit den Schularbeiten fertig; komm, wir wollen in der Kumpelkammer spielen; ich habe das neue Buch mitgebracht!“ Er nahm sie bei der Hand und sie sprangen vergnügt die Bodentreppe hinauf. Ueber dem Wohnzimmer der Senatorin lag eine große Kammer; hier war ihr Lieblingspielplatz. Selten, außer im kalten Winter, verging ein Tag, wo sie nicht oben waren. Denn im Laufe der Zeit hatte sich hier allerhand Gerümpel angesammelt: Truhen und Kisten, mit allem möglichen veralteten Hausrat gefüllt; alte Möbel und altes Geschirr; verschossene Brotatleider und abgetragene Sammetröcke; und von einem schief an der Decke verlaufenden Balken herab hing an einem Strick ein zerbrochener Glaskronleuchter, aus unzähligen, auf Draht gereihten Kristallen bestehend. An der Wand aber lehnten in großen dunklen Rahmen eine Reihe alter, größtenteils durchlöcherter Familienbilder. Eins gefiel ihnen besonders: eine stattliche Dame in blauem Kleide mit dünner, steifer Taille und zahlreichen Perlenchnüren auf dem bloßen Halse: die blaue Madame, wie die Kinder sie nannten.

Sie traten ein. In der Mitte des Raumes stand eine Holzkiste, über die sie einen alten Teppich gebreitet hatten und die sie als Sofa benutzten. — „Wir wollen heut' nicht spielen, Urselchen, ich will dir gleich das neue Buch zeigen und dir vorlesen.“

Und er schlug den Arm, mit dem er das Buch hielt, um ihren Nacken und las. —

Jetzt schlug es zwölf Uhr. Herr Albrecht Holzheimer stand abermals auf, trat vor den Spiegel und brachte sich die Haare in Ordnung. „Nein,“ rief er aus, „es wäre undankbar und feige zugleich, wenn ich nicht hinginge! Einen kurzen Besuch! Morgen reife ich ab.“ —
(Schluß folgt.)

Vom Sinn der evangelischen Schau auf der Pressa.

Von D. Dr. Dibelius-Berlin.

Bei der Eröffnung der Evangelischen Schau auf der Pressa hielt Generalsuperintendent D. Dr. Dibelius eine Eröffnungsansprache unter dem Motto des Bibelwortes: „Sie werden mit neuen Zungen reden.“ Die Schriftleitung.

Die erste Verheißung, die der Auferstandene seinen Jüngern gibt ist die, Ihr werdet mit neuen Zungen reden! Wenn das Wort, in dem Gottes Geist zu den Menschen kommt, wirklich eingehen soll in dies unser ewig wechselndes Leben, dann muß es immer neue Formen und immer neue Ausdrucksmittel finden!

Die Verheißung des Auferstandenen ist in Erfüllung gegangen. Es war mit neuen Zungen geredet, als Paulus und Johannes das Evangelium aus seiner Einbettung in jüdische Sprache und Anschauungswelt heraus hoben und den Griechen Griechen wurden. Es war mit neuen Zungen geredet, als Augustin die Gewalt des Evangeliums zum ersten Mal erwies in der Lebensbeichte eines auf tausend verschlungenen Wegen zum Ziel geführten Gotteskinds. Es war mit neuen Zungen geredet, als der Junker Jörg auf der Wartburg Blatt um Blatt füllte mit den Worten des Testaments, übertragen in die geliebte deutsche Muttersprache. Es war mit neuen Zungen geredet, als Johann Sebastian Bach die Töchter Zion's aufrief, ihm klagen zu helfen um die Passion seines Herrn. Es war mit neuen Zungen geredet, als die evangelische Kirche anfing, mit dem gedruckten Wort der Zeitungen und Zeitschriften die Kunde von den Lebensereignissen des Evangeliums hinauszurufen in die Unruhe der Welt. Und wenn über ganz Deutschland hin die evangelischen Kirchengemeinden sich mit überraschendem Verständnis hinter die evangelische Schau auf der Pressa ge-

stellt haben, so ist das ein neuer Beweis dafür, wie stark der Wille ist, einer neugewordenen Zeit das alte Evangelium auf neuen Wegen und mit neuen Zungen zu verkündigen!

Die Gefahr einer jeden Arbeit, die in die Bedürfnisse einer neuen Zeit hineingeht, ist die, daß über dem Neuen und über der Anpassung der Ernst und die Reinheit des Evangeliums verloren geht. Es ist die Frage von Vorhof und Heiligtum, die sich immer wieder aufdrängt. Wehe denen, die nur einen Vorhof haben, und kein Heiligtum! — hat jüngst ein Prediger gesagt. Sie werden schließlich das geschäftige Treiben, das der Vorhof aufweisen muß, für das Heilige halten. Aber wehe auch denen, die nur ein Heiligtum haben und keinen Vorhof! Sie werden es erleben, daß man ihnen den Staub der Straße in das Heiligtum hineinträgt und das Heilige profaniert. Wer die Umdeutung der Verkündigung Jesu in ein „soziales Evangelium“ kennt oder die Versuche, aus der Heiligen Schrift gelegentliche Anweisungen für die Regelung einzelner Verhältnisse herauszusplicken, der weiß, was wir meinen. Wir brauchen den Vorhof, in dem in unablässiger Einzelarbeit der Auswirkung des Evangeliums im Leben der Welt die Bahn bereitet wird. Aber wir brauchen auch, wir brauchen vor allem das Heiligtum, in dem die bunten Bilder dieses Lebens einmal zurücktreten und die Seele sich sammeln kann in der Gegenwart des lebendigen Gottes. Darum steht eine Kirche im Mittelpunkt unserer Ausstellung. Unsere Arbeit in der Öffentlichkeit quillt aus den Kräften der Innerlichkeit! Das soll die Welt wissen. Das sollen wir selbst immer wieder verwirklichen.

Ihr werdet mit neuen Zungen reden! Als diese Verheißung gegeben wurde, geschah eines der größten Wunder in der geistigen Geschichte der Menschheit. Die schlichten Männer aus Palästina wußten nichts von einer Technik der Propaganda und nichts von Reklame. Sie hatten den heiligen Geist und redeten das Evangelium mit neuen Zungen. Und die ganze alte Welt mit ihrem Reichtum an Geist und an Geistern wurde durch dieses Zeugnis überwunden!

Ob Gott ein solches Wunder noch einmal tun wird, wissen wir nicht. Aber an dem, was Grundlage jenes wunderbaren Ueberganges war, wollen und müssen wir festhalten, soviel an uns ist! Auch unsere evangelische Schau weiß nichts von Propaganda, nichts von Reklame — weil eben unsere evangelische Arbeit nichts davon weiß. Wir haben das Evangelium und sonst nichts. Dieses Evangelium verkünden wir. Und — wir bitten um den heiligen Geist! Wir bitten um die Kraft der Sammlung um das Kreuz Jesu Christi! Was dann wird — das wird Gott verantworten!

Herzogswalder Pfarrhausgeschichten.

Von Walter Machmüller.

I. Vorgeschichte des Dorfes.

Nun kam auch anno 1241 der Frühling eingezogen. Auf den warmfeuchten Schwingen des Südwind's eilte er durch Polen hin gen Preußen. Schwer hatte er zu tun, ehe er sich durch die hundert Kilometer breite masurische Wildnis hindurcharbeitete und das Eis der Seen zum Schmelzen brachte. Doch es gelang ihm auch diesmal, wie seit vielen Jahrtausenden. Dann strich er weiter um die Waldberge des Oberlands und erreichte das frische Haff. Kampfgetöse schallte ihm entgegen. Lanze gegen Schild, und Schwert gegen Panzer, — hei, das gab ein helles Klingeln. Der Deutschordensritter tritt gegen Preußenzähigkeit. Auge um Auge, Zahn um Zahn. Es ging um das Preußenbollwerk Balga! Als der 2. April zuende ging, war der Orden Sieger geblieben. Fluchtartig eilten noch im Dunkel der Nacht die Preußen zu ihren Zufluchtsstätten in Sumpf und Urwald.

Der Frühling eilte weiter nordwärts. Die Ordensbrüder ritten südwärts. Es war ein fröhliches Reiten, den Sieg im Herzen. Schen zogen sich die Besiegten vor ihnen zurück. Vorläufig hatten sie genug vom Kampf gegen bessere Ausrüstung und taktische Ueberlegenheit.

Die Finken im Lenzwalde schlugen gleichmäßigen Takt zum Flöten der Staare. Die Birken woben sich aus zar-

testem Grün ihre Brautschleier, und weiße Wölklein eilten über den blauen Himmel dem fernen Horizont zu. Lorchensjubel schallte erdwärts, als saßen Englein auf dem Wolkenrand und gebrauchten ihre himmlischen Instrumente.

Auf hoher Bergkuppe hatte sich ein Häuflein Preußen um den Opferaltar unter den alten Baumriesen zusammengedrängt. Der Priester hatte verheißt, mit zuckendem Blitzstrahl würden die alten Götter die weißmänteligen Eindringlinge zerstückeln, sobald sie sich diesem heiligen Berge näherten. Aber keiner der Götter erbarmte sich. Rostschrauben und Waffengeklirr tönte durch den Buchenwald. Mergstlich eilten die Bewohner talabwärts zu ihren Hütten. Die Ordensbrüder hielten bald darauf ihre schweren Hösse am Opferaltar. Kein Blitz aus heiterem Himmel schreckte sie, als sie mit dem Lanzenende gegen die Altarsteine stießen.

„Teufelsput“, sagte ein Bruder und schlug das Kreuz.

„Teufelsberg“ sagte ein anderer.

Sinnend schaute ein dritter ins ferne Land. Wälder und Berge und Wasser wechselten miteinander. Meilenweit schweifte der Blick bis zur blauen Ferne.

„Beinahe wie in meiner fernen Heimat zwischen Harz und Thüringen.“

Als sie um den Berg ritten, öffnete sich nordwärts der schönste Blick ins nahe Tal. An einem kleinen See lagen geschützt preußische Ansiedlungen. Kleine bestellte Felder breiteten sich daneben aus. O herrliches Land, o wonniger Frühlingstag!

„Dort unten wollen wir heute rasten.“ Vorsichtig lenkten sie die Hösse talab. Die Frühlingssonne übergoldete noch einmal das liebliche Bild. Ein alter Ordensbruder stimmte leise eine Weise an, die schon die Kreuzfahrer auf dem Weg ins gelobte Land gesungen hatten. Die anderen Brüder stimmten mit ein:

Schön sind die Wälder,
schöner noch die Felder
in der schönen Frühlingzeit;
Jesus ist schöner,
Jesus ist reiner,
der unser traurig Herz erfreut.

Am Egelsee vorbei ritten sie ins Dorf ein. Die Gehöfte lagen am munteren Bach, der vom Egelsee zum Mildensee plätschernd eilte. Scheu blickten hinter halb geschlossenen Türen die Einwohner auf die Kreuzritter. Es war ein geschichtlicher Augenblick: die ersten Deutschen ritten in Herzogswalde ein. Bald hatten sie sich einquartiert. Die Frühlingnacht breitete ihre dunklen Schleier über Berg und Tal, See und Bach, Preußen und Deutsche. Ueber den Teufelsberg stieg der Vollmond und goß sein Silberlicht über die stille Welt. —

Es kamen dann Jahre, die nicht still und friedlich blieben. So leicht ließen sich die freien Preußen nicht ins Joch spannen. Es loderten aus schwelender Blut Aufstände über Aufstände. Im heißen Sommer 1260 färbte „zu Durben auf dem Felde breit“ die Blüte der Kreuzritter das Gras rot. Als sich der Orden wieder erholt hatte, begann ein Vernichtungskampf mit Feuer und Schwert und allen Greueln mittelalterlicher Verwüstung gegen die Aufständigen.

Auch Herzogswalde mag nicht verschont geblieben sein. Wie oft mag sich der Himmel blutrot über dem friedlichen Tal gefärbt haben vom Widerschein brennender Hütten! Auf den wüsten Gehöften wurden Ansiedler aus Deutschland angestellt zur Urbarmachung und Aufbauwirtschaft.

Aus den Chroniken der Ritterordenszeit taucht mehrfach der Ortsname in grauer Vergangenheit auf. 1335 erteilte Hartung von Sonnenburg, Komtur zu Christburg, „dem ersamen manne thülen, schultissen czu herczogenwalde“ die Handfeste zur Gründung der Stadt Liebenmühl. Beim Poleneinfall anno 1414 waren die Horden auch ins Oberland vorgeedrungen. Am bösen Dienstag, den 4. September sanken in Herzogswalde 35 Bauernhöfe und im Nachbardorf Waltersdorf 15 Höfe in Schutt und Asche. Doch mit deutscher Zähigkeit wurden die Brandruinen beseitigt, neue Gebäude erstanden, und auf den verwüsteten Aedern wiegte sich wieder das goldene Korn im Sommerwind. Im schuldenreichen Jahr 1469 verpfändet Heinrich

Reuß von Blauen, des Hochmeisters Statthalter in Mohrungen, unser Dorf nebst 3 andern am Montag nach Christi Himmelfahrt für 792 ungarische Gulden an Heinrich Reich.

Eine Notzeit der grauen Vergangenheit möge noch erwähnt werden. Um 1510 entbrannte ein heftiger Kampf gegen den alten Erbfeind im Osten, den Polen. Jahrelang wechselte das Kriegsglück. In seiner Armut zog der Ritterorden Kirchenglocken ein und goß sie zu Kanonen um. Kupferne Hausgeräte wurden zu Geld geprägt. In der Fastenzeit 1520 drangen die Feinde tief in unser Ostpreußen ein. Der Chronist klagt: „es war bey winter zeit erbarmlich jammer“. Der Ordensstaat war ein Tummelplatz sengender und mordender Banden, ein bemitleidenswertes Land, welches aus taußend Wunden blutete.

Da hörte der Ordensstaat auf. Der letzte Hochmeister Albrecht von Brandenburg legte das Ordenskleid ab und nahm den Herzogsmantel. Preußen wurde 1525 Herzogtum. Bedeutungsvoller als die äußere Umwandlung war die Umwandlung der Herzen. Der Herzog war ein Freund Martin Luthers. Er trat zum evangelischen Glauben über. Das Land folgte. Das Volk begann aufzuatmen und öffnete willig die Herzen der Lehre des reinen Evangeliums.

Nach harter, trüber Zeit wurde es Frühling, Geistesfrühling! Eine Zeit des Grünnens und Blühens kam. Sie kam auch für unser Dorf.

Der Ritterorden hatte mitten im Dorf auf einem kleinen Hügel ein Gotteshaus errichtet. Es wird mehr eine Kapelle gewesen sein. Sie gehörte zur nahen Stadt Liebstadt. Von dort kam alle 3 Wochen der Kaplan zum Messlesen. Das war nicht viel, aber immerhin etwas.

Von der Reformation bekamen auch die Herzogswalder etwas zu spüren. Die Heiligenbilder verschwanden, der Messgesang verstummte, das unverständliche Lateinisch beschwerte nicht mehr die Ohren und Herzen. In deutscher Sprache wurde das Evangelium gelesen und verstanden. Herzog Albrecht ließ sich die neue Lehre sehr angelegen sein. Er benutzte den Winter 1542/43 zu einer Visitationsreise. Im Dezember weilte er im Oberland. Ihn begleiteten die Landesbischöfe und der Herr Obermarschall von Delsitz. Anfangs Januar 1543 reiste die hohe Kommission auch durch Liebstadt und Herzogswalde. Unseren Ort sah der Herzog nicht zum ersten Mal. Derselbe vom Dorfkirchen, getrennt durch den Dorfsbach, lag auf einem ansteigenden Berg eines seiner Jagdschlösser. In den herrlichen Hochwäldern mit ihren Schluchten und Bergkuppen lohnte die Jagd aufs Edelwild. Dann war riesiges Leben im sonst so stillen Ort; alle nahmen Anteil daran. Gesetztlich war für die Bauern am Ort festgelegt: „sie halfen uff der Jagt, wen man sie bedurff.“ Im nahen Dorfe Gr. Trutainen „sint die stauern schuldig bey dem grossen Gern uff der Jagt zu stehn.“

Unter Läuten der alten Messglocke wird der Schlittenzug der hohen Visitation begrüßt. Mit entblößtem Haupt lassen die Dorfsinsassen den Herzog vorbeifahren zur Kirche, eilen dann nach und füllen sie bis zum letzten Platz. Mit finsternen Miemen sitzt der hohe Herr im Altarraum. Hier war es auch wie überall. Er fand das Volk „in großer geistlicher Stumpfheit“. Woher sollte auch die Kenntnis der neuen Lehre kommen, wenn nur alle 3 Wochen Kirche gehalten wurde, und eine Schule überhaupt nicht am Orte war? Das mußte anders werden. Neue Gesetze halfen nicht einen Schritt weiter. Da half nur eins: Mehr Pfarrer und Lehrer in die Dörfer. So entstand bei der Regierung der Plan eines eigenen Kirchspiels in Herzogswalde. Es dauerte wohl noch Jahre und Jahre. Aber endlich war es soweit, und ein wichtiger Abschnitt in der Dorfsgegeschichte bereitete sich vor.

Kirchengehen macht nicht satt.

So wird manchmal spöttisch denen zugerufen, die noch daran festhalten, daß zum Sonntag auch der Kirchgang gehöre. Ich las einmal von einer Frau, die auch oft wegen ihres Kirchengehens von den Nachbarinnen gehänselt wurde. „Seht, da geht sie hin, Abendbrot essen!“ rief man ihr eines Sonntags abends zu, als sie mit dem Gesangbuch im Arm auf die Straße trat. „Das gerade nicht“, antwortete sie ganz ruhig, „aber Salz für die Woche will ich mir holen.“ Was meinte die Frau damit?

Es ist ganz richtig, Kirchengehen macht nicht satt. Wir dürfen uns überhaupt nicht einbilden, daß wir an der Religion ein „Tischlein deck' dich“ haben, daß Arbeitslosigkeit, Armut, Sorge, Not von uns fern bleiben, wenn wir zur Kirche gehen und singen und beten. Nirgends ist den Frommen verheißen, daß sie von allen Nebeln des Lebens verschont bleiben sollen und nur gute Tage haben werden. Das Leben ist schwer für alle. Aber gerade weil es schwer ist, weil es viel Not und Sorge mit sich bringt, weil wir die ganze Woche hindurch viel zu arbeiten, zu sorgen, zu leiden, zu kämpfen haben, ist es notwendig, daß wir irgendwo uns Kraft holen für die Aufgaben des Alltags. Wo können wir es besser bekommen als am Sonntag beim Gottesdienst in der Kirche? Da sind wir in einem Raum, der ganz anders zur Andacht stimmt als die vier Wände unseres Hauses, wo es manchmal garnicht freundlich ist. Da hebt Gesang und Orgelklang die Herzen aus der Alltagswelt in die Höhe. Da wird uns Jesus in seiner Armut, seinen Kämpfen, seinen Leiden, aber auch in seiner Kraft und Herrlichkeit vor die Augen gemalt. Da wird unter dem vielen, was gepredigt, gesungen, gebetet wird, ganz gewiß ein Wort uns treffen, das eigens für uns gesprochen zu sein scheint, ein Wort, das unser Herz merkwürdig packt, ein Wort, das tröstet, mahnt, aufrichtet, stärkt.

Gehen wir damit dann in den Alltag, so haben wir wie jene Frau uns etwas „Salz“ für die Woche geholt. Man merkt es einem Menschen schon an, ob er eine Feierstunde vor dem Angesicht Gottes erlebt hat und dann in den Alltag geht oder ob er bloß mit seiner eigenen kleinen Kraft die Aufgaben der Woche bewältigen will. Kirchengehen macht nicht satt. Es beseitigt nicht alle Not und Sorge, es deckt uns nicht den Tisch, aber es füllt das Herz mit der Kraft. Wir werden den Versuchungen eher standhalten, die Leiden etwas leichter tragen, die Sorgen zuversichtlicher überwinden, die Arbeit freudiger anpacken.

Laß dich nicht vom Kirchengehen zurückhalten. Es liegt ein Segen darauf.

Es sei die Woche noch so grau,
von einer Sonntagsfeierstunde
bleibt, wie ein Stüchchen Himmelsblau,
ein Abglanz dir im Herzensgrunde.

Nachrichten aus unserm Elbinger Kirchenkreis.

Elbinger Missionsnachrichten.

Am 2. und 3. Juni fand die 25jährige Jubiläumsfeier des Elbinger Kreises des Deutschen Frauenmissions-Gebetsbundes statt. Sie begann mit einer Gebetsstunde der Bundesmitglieder. Sonnabend Nachmittag 5 Uhr fand eine Jubiläumsfeier bei froher Kaffeetafel im Saal des Christlichen Hospizes statt, an der unter vielen anderen auswärtigen Gästen auch die Vorsitzende des Bundes Fräulein H. von Redern und zwei Baltinnen zugegen waren, welche in der Verfolgungszeit ihres Glaubens wegen im Gefängnis gesessen hatten, nun aber mit ihren Bundes-schwestern des Herrn Gnade rühmten. Als Synodalvertreter der Heidenmission begrüßte Herr Pfarrer Tiemann die Anwesenden mit dem Wort aus 2. Chronika 16 Vers 9: „Die Augen des Herrn durchlaufen die ganze Erde, um sich mächtig zu erweisen an denen, deren Herz ungeteilt auf ihn gerichtet ist.“ Gott sucht ganze Menschen. Er sieht nicht auf die Regimentsnummer unserer kirchlichen oder vereinsmäßigen Zugehörigkeit, sondern auf die Brauchbarkeit unserer Herzen, die ungeteilt auf ihn gerichtet sind. Nicht unser frommes Ich soll die Welt erobern, sondern Gottes Geist. Darum wegblicken von uns selber und ungeteilten Herzens auf Gott schauen, der keine Schlachbummler und Zuschauer, die nur abwarten, brauchen kann, sondern Glaubensmenschen, die Großes von Gott erwarten. — Sonntags fand gemeinsamer Kirchgang und Abendmahlfeier statt, des Abends in der Drei-Königen-Kirche eine Missionsfeier, verschönt durch Posamentenklang und Gesänge des Jungfrauenchors. Nach einem kurzen Wort des Pfarrers Tiemann über Lucas 15 vom guten Hirten: Mission ist eine Tat rettender Liebe; sie sieht und fühlt die Not der Verlorenen, sie sucht das Verlorene, sie freut sich des Gefundenen, — gab Fr. v. Redern einen Ueberblick über die Arbeit des Frauenmissions-Gebetsbundes unter

dem Titel: Frauen und Mission. Sodann erklärte die China-Missionschwester Maria Linz 80 Lichtbilder, die ein anschauliches Bild ihrer Tätigkeit in Santung-Südchina gaben. Die reichliche Kollekte wurde zur Hälfte an den D.F.G.B. und an die Berliner Missionsgesellschaft verteilt. Mit dankbarer Freude darf der Elbinger Kreis des Deutschen Frauenmissions-Gebetsbundes mit seinen 30 Mitgliedern unter der Leitung seiner rührigen Kreismitrter, Frau Streit, auf dieses wohlgelungene Fest zurückschauen. Möchte das Jubiläumskied, welches Fr. v. R. für das Fest gedichtet hat, noch lange in den Herzen aller Festteilnehmer nachklingen: T.

Die kleine Schaar, die Dir geweiht,
Hast Du durch all die lange Zeit
Gepflegt, gebaut, getragen!
Mit Jubel preißt Dich jeder Mund
In unserm lieben Väterbund
Kann's nie genugjam sagen,
Wie Du, Jesu,
Uns gesegnet, treu begegnet,
Durch die Schwachen
Deine Stärke groß zu machen.

So nimm uns denn von neuem hin
Wir sind ganz Dein, Leib, Seel' und Sinn.
Verfüge, großer Meister!
Laß uns verkünden Deinen Sieg
Im letzten Kampf, im letzten Krieg
Mit finstern Feindesgeistern.
Nur Dir woll'n wir
Ohne Weilen treu nachreisen.
Dein gewärtig;
Jesus, mach uns für Dich fertig! H. v. R.

Fr. Mark.

Sonntag, den 1. Juli 2 Uhr nachmittags Versammlung des Cv. Jungmännervereins im Pfarrhaus. —

Am Sonntag, den 17. Juni fand während des Gemeindegottesdienstes die Weihe des Wimpels unseres Cv. Jungmännervereins statt. Nach der Predigt scharte sich der gesamte Verein im Altarraum um sein Abzeichen, das ihm nun bei allen besonderen Veranstaltungen vorangehen soll. Der Vereinsvorsitzende, Pfarrer Holland, hielt eine Weiherede über das Schriftwort „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ Treue zu unserem Beruf und der darin zu leistenden Pflichterfüllung, Treue zu unserer Familie, der wir angehören, Treue zu unserm Vaterland, das sich auf allen einzelnen Familien aufbaut und vor allem Treue gegen unsern Gott, der im Heiland Jesus Christus zu uns kommt, als der Quelle und Kraft aller menschlichen Treue — das ist's, was wir alle brauchen und was auch unser Jungmännerverein unter seinen Mitgliedern pflegen will. Daher haben wir auf unsern Wimpel, der auf der einen Seite den Namen des Vereins trägt, die Aufschrift geschrieben: Mit Gott! Nach Ausführung dieser Gedanken vollzog der Vereinsvorsitzende die Weihe des Wimpels mit den Worten: „So weihe dieses Gotteswort den Wimpel des Evangelischen Jungmännervereins Fr. Mark, Kreis Elbing: Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ — Der von Gemeinde und Vereinsmitgliedern gemeinsam gesungene Vers „Ach bleib mit deiner Treue bei uns, mein Herr und Gott, Beständigkeit verleihe, hilf uns aus aller Not“ schloß die Weihefeier.

Am Dienstag, den 19. Juni fand am Nachmittage in der Wohnung des Stellmachers Herrn Julius Stahl eine häusliche Abendmahlfeier für die Alten des Dorfes Bartkam statt, welche den beschwerlichen Weg zur Kirche nur noch mit großer Mühe oder garnicht mehr machen können. Es nahmen vier Personen bei dieser Feier das Heilige Abendmahl. Es sei auch bei dieser Gelegenheit wieder darauf hingewiesen, daß der Gemeindepfarrer jeder Zeit gern bereit ist, zur Feier solcher Altenkommunionen in die einzelnen Dörfer zu kommen. Es braucht das nur im Pfarrhaus mündlich oder schriftlich durch irgend eine Gelegenheit (Konfirmanden zum Beispiel) angemeldet zu werden. Die Veranstaltung der Feier in Bartkam hatte Herr Lehrer Zander freundlicher Weise in die Hand genommen.

Fortsetzung des Chronikberichts über unsere Pr. Markter Kirche.

„Von der Zeit der Erbauung der Kirche gibt es bis jetzt keine Nachrichten, im Jahre 1345 wird ihrer gedacht und um diese Zeit soll sie ausgebeßert worden sein. Nach einer Sage unter dem Volke soll einst eine reiche fromme Jungfrau die drei Kirchen Pr. Mark, Hirschfeld und Marienfeld in einem gleichschenkligen Dreieck erbaut haben. Der Weg von Marienfelde, als der Spitze des Dreiecks, sollte nach den beiden andern Kirchen mit einem Steinpflaster belegt werden; allein Katharina starb, als der Weg nach Pr. Mark nur erst zur Hälfte mit Steinen belegt war, wovon auch jetzt noch die Beweise da sind. Jedoch scheint diese Sage, besonders was Pr. Mark betrifft, ohne Grund zu sein, worüber die Geschichte der beiden andern Kirchen vielleicht Auskunft geben könnte. Was wohl zu dieser Sage Gelegenheit gegeben habe, und ob sie Wahres enthalten mag, darüber ist wohl schwerlich etwas auszumitteln, wenn nicht etwa dies der Grund davon wäre, daß die beiden andern Kirchen nach dem Muster der Pr. Markischen erbaut worden sind. Auf dem Thurme zu Preuschmark, dessen Mauer und Holzwerk vorzüglich fest gebaut ist, befinden sich zwei schöne Glocken, von denen die kleinere, mit der Aufschrift: in honorem St. Catharinae (d. h. zu Ehren der heiligen Katharina), im Jahre 1403, die Größere aber erst 1430 fertig ist. Auch die Kirche selbst hat einst den Namen Diva Catharina geführt. Als in der Mitte des 14ten Jahrhunderts die Neustadt Elbing angelegt und erbaut wurde, hat der damalige Prediger zu St. Catharina in Preuschmark, in der Neustadt als Filialkirche den Gottesdienst gehalten, bis die dortige Kirche ihren eigenen Pfarrer erhielt. So hat auch in spätern Zeiten (1690) ein Prediger Tolckemit von Preuschmark aus den Wochengottesdienst bei der evangelischen Hauptkirche zu Elbing gegen ein Honorar von 100 Gulden versehen.“ (Fortsetzung folgt.)

Fahrt des Cv. Jungmännervereins Pr. Mark, Kreis Elbing zur Bundestagung nach Hohenstein.

Nach den letzten Reisevorbereitungen wurde am Sonnabend, den 9. Juni 11,49 mittags vom Bahnhof Elbing aus die Fahrt nach Hohenstein zu der dort stattfindenden Bundestagung angetreten. Trotz des trüben Himmels ging es mit frohem Mut durch die landschaftlich schön gelegene Osteroder Gegend mit ihren vielen Seen dem Ziele zu. In Hohenstein trafen wir mit dem Osteroder Jungmännerverein, der seine eigene Kapelle hatte, zusammen. Unter den Klängen derselben marschierten wir zu Herrn Gutsbesitzer Koske, Sauden, der uns eine große Scheune als Massenquartier angewiesen hatte. Nach Ablegung des Gepäcks und Aufbauen der Schlafplätze wurde noch ein wenig von den von Müttern mitgegebenen Reifestullen gegessen. Um 7 Uhr wurde unter gemeinschaftlichem Gesang zur Stadt marschirt, um die noch erscheinenden Vereine unter Vorantritt mehrerer Musikkapellen vom Bahnhof abzuholen. Dann fanden sich sämtliche Vereine auf dem Marktplatz zur Begrüßung zusammen. Nach Singen des Liedes „Ein feste Burg ist unser Gott“ unter Begleitung der zahlreichen Bläser und Posannenchöre hielt Herr Superintendent Dr. Behm eine Ansprache im Namen der dortigen Kirchengemeinde. Herr Rektor Kalva begrüßte uns als Vertreter des Bürgermeisters und Herr Superintendent Tiehl als Vorsitzender der gesamten Ostpreussischen Cv. Jungmännervereine. Darauf ging es mit Musik zum Tannenbergsdenkmal, wo im Ehrenhof eine Feierstunde stattfand, bei der während dem gemeinsamen Gesang mehrerer Lieder zwei Kreuzritter die Nacht im Osten darstellten, zu der wir ja alle treu halten wollen. Nach Abbrennen eines Holzstoßes wurde unter Fackelschein zu den Quartieren gezogen, und nach einer halben Stunde hatte sich alles — außer der Wache — der wohlverdienten Ruhe hingegeben.

Am Sonntag morgens 9 Uhr versammelten sich die ganzen Scharen mit einer zahlreichen Gemeinde auf dem Ehrenhof des Tannenbergsdenkmals zu einem Festgottesdienst, den Herr Provinzial-Jugendpfarrer Knapp, Königsberg hielt. Nach Beendigung desselben wurde noch der Zweck der Tagung besprochen. Am 12 Uhr wurde zum Mittagessen angetreten, bei welchem ein jeder seinen Appetit an Speckerbilen stillte. Darauf wurden um 2 Uhr nach-

mittags mit den von etwa 3000 Mann ausgeführten Freiübungen begonnen. Nach Beendigung derselben wurden die verschiedenen sportlichen Wettkämpfe ausgetragen, zu welchen sämtliche Vereine ihre leistungsfähigsten Turner herausgestellt hatten. Nach der Siegerverkündigung wurde die Heimreise angetreten. In einem unübersehbar langen Zuge ging es zum Bahnhof. Die vielen Musikkapellen der einzelnen Vereine — für unsern Verein eine ganz besondere Freude — begleiteten mit ihren Klängen den Zug. Alles in allem war es eine glänzend gelungene Fahrt für unsern jungen Verein. Ich bitte meine Reisesameraden und alle Vereinsmitglieder, weitere Mitglieder zu werben, die uns ja alle recht herzlich willkommen sind. Ich grüße alle mit Gut Heil!

Mar Klein,
Schriftführer des Cv. Jungmännervereins
Pr. Mark, Kreis Elbing.

Für unsre Kinder.

Tief im Moose stehen zwei wunderschöne blaue Veilchen, gerade erblüht, und gucken verwundert in die Welt hinaus. Fest halten sie sich bei den Händen, — aber mit einer Hand halten sie noch das grüne Keschblatt; sie glauben, alles müsse sie sehen, — und sie sind noch so schüchtern und jung. —

Da kommt ein dickes Marienwürmchen, — roter Frack mit schwarzen Punkten, — guckt, pußt sich die Nase und meint: „Na, Kinder, schon ganz wach?“ —

„Wir glauben, ja,“ — sagt das eine Veilchen, das meint, es wäre das älteste, weil der erste Sonnenstrahl es geküßt. —

„Schön, schön,“ — sagt das Marienkäferchen und fliegt weiter. Es ist nämlich Barbier bei den vornehmen Herren und immer sehr eilig, auch wenn es nichts zu tun hat. —

Da kommt Frau Ameise, will zum Wochenmarkt, — furchtbar eilig, — hastet hin und her und ist außer sich, daß die Veilchen immer noch in die Welt gucken.

„Arbeit regiert die Welt, meine Lieben, — Arbeit!“ sagt sie und bindet die Schürzenbänder auf und zu. 's ist ja eigentlich garnicht nötig, daß sie es tut, — es ruiniert ja nur die Bänder. Doch Arbeit ist ihr Prinzip. —

„Ja, Kinder, — was arbeitet Ihr denn eigentlich?“ —

„Ach, wir gucken so in den wunderschönen Himmel Und sehen Sie nur, gnädigste Frau Ameise, den prächtigen Sonnenstrahl!“ —

Da kommen sie aber Frau Ameise schön an. Sie wettet und schimpft über solch Zeitvertrödeln und tritt empört hin und her. — Die Schürzenbänder sind schon ganz mürbe. Ja, Arbeit muß sein! Aber Frau Ameise hat nichts gefördert, trotzdem sie nicht einmal in den blauen Himmel gesehen und gegen den Sonnenstrahl einen großen Regenschirm aufgemacht hatte. —

Ach, die armen Veilchen sind ganz außer sich! Alles ist sauber bei ihnen, — und zu essen brauchen sie ja so wenig. Wozu also arbeiten? —

Sie treten auch eilig hin und her, und gucken nur ganz verstohlen noch in den blauen Himmel.

Nun sind die Füßchen ihnen schon ganz müde. Da guckt das jüngste Veilchen doch noch einmal ganz schnell in den blauen Himmel hinauf. Es ist ja müde, — hat also gearbeitet. —

Da sieht es über sich eine herrliche blaue Glockenblume, die lächelnd hinuntersieht zu der kleinen Genossin. Sie nickt ihr ganz freundlich zu. Ja, das tut den armen, gequälten Veilchen gut. Sie wollten nämlich schon anfangen zu weinen über ihr verfehltes Leben. —

„Du liebe Glockenblume,“ — sagte das älteste Veilchen. — „bitte, sage uns was arbeitest du?“ —

„Ich sehe um mich, und erfülle meine Pflicht,“ — sagte die Glockenblume ernst. —

„Was ist Pflicht?“ — will das Veilchen fragen. Da bricht ein Kind die Schwester und fügt sie zu einem Strauß.

Trostlos wollte das Veilchen zusammenbrechen, — aber die Glockenblume umschlang es mit ihren Blättern und sagte lieblosend:

„Weine nicht, — deine Schwester tut jetzt ihre Pflicht.“ Mit großen, staunenden Augen schaute die kleine Blume auf zur großen Gefährtin. —

„Sie soll einem armen, kranken Menschenkinde Trost bringen, das auf hartem Lager todkrank liegt, — und noch einmal, — vielleicht zum letzten Mal nach Weisendunst verlangt. — So wird dein Schwesterlein das arme Menschenkind erfreuen, — seine Schmerzen lindern.“

„Und meine Pflicht?“ — fragte die Trauernde. —

„Ausharren,“ — erwiderte die Glockenblume und sah mit großen Augen der untergehenden Sonne nach. —

Ada Mann-Frost in Königsberg Pr.

Kalenderbrief.

2. Juli: Rudolf Kögel † 1896.
3. Juli: Leopold v. Dessau 1676.
4. Juli: Joh. Graumann 1487.
5. Juli: Pfannschmidt † 1887.
6. Juli: Joh. Huß † 1415.
7. Juli: Einzug in Paris 1815.

Meiner lieber Willfried,

es gibt Menschen, die sich weniger durch ihr Leben als durch ihren Tod einen Namen gemacht haben. Zu diesen gehört Johannes Huß. Der unerschrockene Kämpfer gegen die sittlichen Schäden der Mutter Kirche ward zum großen Dulder durch das Unrecht, das ihm die Kirchenversammlung in Konstanz antat. In einem seiner letzten Briefe aus der Gefängnishaft findet sich das Gebet: O Christe, ziehe uns Schwache dir nach! Denn, wenn du uns nicht ziehst, können wir nicht folgen. Denn ohne dich können wir nichts tun, vor allem nicht um deinetwillen in einen grausamen Tod gehen. Gib einen tapferen Sinn, daß wir für dich ganz geduldig und mit Freude unser Leben hingeben.“ Sein Tod hat ungeheures Elend über sein Heimatland Böhmen gebracht, denn jahrzehntelanger Krieg war die Folge. Aber als die hussitische Bewegung sich vertiefte, da sind aus ihr jene böhmischen und mährischen Brüder hervorgegangen, die mit zu den Gründern von Herrnhut gehören. So hat der Tod des Johann Huß für die Ausbreitung des Christentums auf Erden durch die Nachfolger des tapferen Mannes gewirkt.

Allerdings haben die Nachwehen der Kriege noch lange den Hussitennamen in deutschen Landen geächtet. Als auf der Leipziger Disputation unser Reformator Luther für Huß eintrat, da polterte der Herzog Georg von Sachsen los: „Das walt die Sucht.“ Aber all sein Poltern half nicht. Luthers Sache siegte auf dem Leipziger Streitgespräch: ein Mann ist damals von der neuen Lehre gefangen worden. Einer der Schreiber bei der Disputation: Johann Polander oder zu deutsch: Graumann. Er hat für uns Ostpreußen seine sonderliche Bedeutung, jener fränkische Theologe. Wurde er doch Pfarrer an der Altstädtischen Kirche in Königsberg. Herzog Albrecht schätzte ihn besonders. In Festzeiten mußte Graumann oft mit nach Majuren, wohin man sich vor der Krankheit zurückzog. Graumann wäre lieber bei seiner Königsberger Gemeinde geblieben, aber der Herzog wollte ihn nicht entbehren. Als Herzog Albrecht später eine Weile zu einer mehr unbilligen Richtung und Sekte hinneigte, da war es Graumann, der es wagte, selbst den Unwillen des Herrschers auf sich zu ziehen. Er blieb fest bei Luthers Art, das Evangelium zu verstehen und es zu verkünden. Der Herzog hat ihm später seine feste Haltung gedankt. — Uebrigens stammt eins der schönsten Gesangbuchlieder von ihm: „Nun lob, mein Seel, den Herren“. —

Ich weiß nicht, ob es ganz recht ist, aber ich glaube, daß man Pfannschmidt und Kögel miteinander vergleichen darf. Sie waren Zeitgenossen. Der erste ein viel-gesuchter Maler, der andere der gesuchteste und bedeutendste Prediger seiner Zeit. Pfannschmidts Bilder sind ähnlich den Hofmannschen Bildern: weich, ohne Härte, ein wenig stark gefühlig, gar nicht aufregend. Kögels Predigten sind kunstvoll, aus einem Guß und schön. Sie haben in ihrer künstlerischen Art etwas Gemeinsames. Aber ohne Zweifel überragt Kögel in seiner Art Pfannschmidt unbedingt. Zumal seine Predigten gewissenhaft sind. Von Kögel ist sonst noch zu bemerken, daß er lange Zeit Hofprediger beim alten Kaiser Wilhelm gewesen ist. Als Kirchenpolitiker ist er stark hervorgetreten. Eine bis heute starke kirchenpolitische Vereinigung sieht in ihm einen ihrer Gründer: die positive Union. —

Leopold von Dessau kennst du unter dem Namen:

„Der alte Dessauer“. Einer der Hauptzieher des alten preussischen Heeres. Ladestock und Gleichschritt sind von ihm eingeführt worden. Er war gewiß ein starker Draufgänger, aber auch ein sehr geschickter Organisator. Seine Schulung hat mit dazu beigetragen, daß Preußens Heer für lange Zeit das beste Europas war. Wenn von seiner Zeit ab Preußens Heer nicht so musterfüllig gewesen wäre, wie hätte es den siebenjährigen Krieg bestehen und später die Freiheitskriege durchhalten können! Die Eroberung Paris 1815 geht mit darauf zurück.

Deine Sorgen
teilt dein Gottfried mit dir.

Kirchliche Nachrichten.

1. Pfarrstellenbesetzungen seit März d. J.: **Gr. Wilmendorf** (Kreis Mohrungen) mit Pfr. Erich Krüger. — **Suff. Wilken** (Kreis Labiau) mit Pfr. Martin Schulz. — **Friedland** (Kreis Bartenstein) mit Pfr. Walter Schulz. — **Gr. Schirrau** (Kreis Wehlau) mit Pfr. Hellmut Grämer. — **Gr. Warningsen** (Kreis Biltfallen) mit Pfr. Vic. Erich Hein. — **Köbel** mit Pfr. May Mehlfeld. — **Granz** (Kreis Königsberg Land) mit Pfr. Vic. Leege. — **Guttst. dt** mit Pfr. Erich May. — **Posnicken** (Kreis Königsberg Land) mit Pfr. Walter Wiesenberg. — **Landsberg** mit Pfr. Gerhard Laudien. — **Gowarten** (Kreis Miederung) mit Pfr. Adalbert Gundel. **Rudwethen** (Kreis Ragnit) mit Pfr. Eugen Gah. — **Pobethen** (Kreis Fischhausen) mit Pfr. Paul Ewert. — **Friedrichshof** (Kreis Dirschburg) Pfarrstelle II mit Pfr. Kurt Schallaster. — **Ribben** (Kreis Sensburg) mit Pfr. Franz Kuhnert.

2. In den Hauptgottesdiensten des dritten Vierteljahres werden an Kollekten gesammelt: im Juli: für das Dorotheenheim und das Ostr. Magdalenenstift gemeinsam; für die Instandsetzung der evangelischen Kirche in Frauenburg; für die Trinkerheilanstalt in Stenzen; für die Erhaltung und Ausgestaltung der Luther-Gedächtniskirchen in Wittenberg und Erfurt. — Im August: für den Ostdeutschen Jünglingsbund; für die Mission unter Israel; für die Pflege und Unterhaltung der Protektionskirche in Speyer. — Im September: für den Evangelischen Presseverband für Deutschland; für den Jungmännerbund Ostpreußen; für den Jungmädchenbund Ostpreußen; für die Abhilfe dringender Notstände unserer Kirche, besonders in den Zerstreuungsgebieten.

Neue Bücher.

Wir wiesen neulich auf die einer wachsenden Beliebtheit sich erfreuende Begleitbibel hin, die die rührige Württembergische Bibelanstalt in Stuttgart herausgegeben hat. Die des Griechischen kundigen Leser machen wir heute auf die neueste (13.) Auflage des griechischen Neuen Testaments aufmerksam, die Dr. Erwin Nestle, der Sohn des inzwischen heimgegangenen um die Herausgabe des griechischen N. T. hochverdienten Gerhard Nestle, besorgt hat. Nestles griechisches N. T. bedarf keiner weiteren Empfehlung mehr. Aber die neueste Auflage zeichnet sich gegenüber den älteren durch eine Vervollkommnung des textkritischen Apparates, durch eine Bereicherung der Parallelstellen, Hinweise usw. aus, sodaß ihre Anschaffung auch den Besitzern älterer Auflagen sehr empfohlen werden kann.

D. Dr. Hans Rast, Professor in Königsberg, **Kant und das Erbe des Protestantismus** (Leopold Klotz, Verlag Gotha 1928). Diese Schrift greift in den gegenwärtigen Streit um das Verhältnis von Christentum zum Idealismus ein, sie will zur Vorsicht mahnen gegenüber einem vorschnellen Auseinanderreißen beider Seiten. Sie schildert uns Kants theologische Belesenheit und das protestantische Erbe in seiner Religionslehre und Frömmigkeit und meint als Ergebnis feststellen zu können, daß nicht so sehr die Reformation, sondern erst Kant das evangelische Christentum zu sich selber gebracht hat. Indessen vermüssen wir eine überzeugende Begründung dieser Behauptung. Abgesehen davon ist die Studie recht jesseind und besonders die Unterjudungen über „Kant und das Erbe des Calvinismus“.

Renatus Johannes, Rudolf von Bargula, der Schenk zu Saaleck. Ein geschichtl. Roman aus dem 13. Jahrhundert. 1928 (370 S.) seiner Reinenband Nr. 5 (21.—26. Tausend auf weißem holzfreiem Papier). U. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Dr. Werner Scholl, Leipzig. (Zu beziehen durch jede Buchhandlung.) Wir begrüßen alle Bücher, die unserm Volk Bilder aus dessen eigener Vergangenheit nahebringen. Vorstehenden Roman, der nun schon im 26. Tausend erscheint, können wir als ein wahrhaft deutsches Volksbuch bezeichnen. Wir erleben in ihm die Blütezeit des Ritterwehens und Minnefangs, werden mit Walthar von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach u. a. bekannt, lernen die Wartburg, die Saalgef und die Rudelsburg kennen und werden durch die meisterhafte Zeichnung der Charaktere und die lebensvolle Handlung in Spannung bis zum Ende gehalten.

Zeitwarte.

„Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen, und die Bardel werden bei den Böden liegen. Man wird nirgend Schaden tun noch verderben auf meinem heiligen Berge; denn das Land ist voll Erkenntnis des Herrn.“ (Jesaja 11, 6—9). Solch ein Bild des Friedens, wie es hier der Prophet für das Gottesreich der Ewigkeit zeichnet, mag allen denen vorschweben, die sich für den Völkerbund begeistern. Ob solch ein Bild auch seinen Begründern, zumal den Franzosen, Engländern und Italienern vorgeschwebt hat, darf man wohl mit Recht bezweifeln, oder man müßte aus dem Bilde das Hauptstück löschen: niemanden Schaden tun. Jedenfalls scheint es so, als ob der Völkerbundrat, der kürzlich seine 50ste Tagung in Genf gehalten hat, des Glaubens ist, daß die Verwirklichung des Weltfriedens auf dem besten Wege ist.

Außerordentlich stark muß dieser Glaube der Völkerbundsdelegierten — namentlich der genannten Mächte sein, weil sie gerade den Vertreter Polens zum Vorsitzenden der Kommission für Minderheitsfragen gemacht haben, Polens, das die meisten und stärksten Minderheiten in seinem Lande vereinigt und — mit allen Mitteln unterdrückt. Wer denkt da nicht an den ersten Satz des prophetischen Bildes: Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen!

Welcher Art dies Wohnen ist, zeigt eine Nachricht aus Königshütte (Polnisch-Oberschlesien) vom 14. Juni:

Vor der hiesigen Strafkammer hatte sich am Dienstag ein deutscher Arbeiter wegen Nichtanmeldung seines Kindes zur polnischen Schule zu verantworten. Der Arbeiter bemerkte zu seiner Verteidigung, daß das Kind nicht polnisch könne und daher nach dem Haager Schiedspruch in die Minderheitsschule gehöre. Der Richter erklärte darauf, daß ihn die Bestimmungen nichts angingen und die deutsche Presse die Eltern nur irreführe. Als im weiteren Verlauf der Verhandlungen sich herausstellte, daß der Arbeiter jenseits der Grenze gut verdienen müsse und daher auch die Schulstrafe bezahlen müsse. Als der Arbeiter sich gegen diese Auffassung wandte, wurde er wegen ungebührlichem Benehmen zu drei Tagen Haft verurteilt. Außerdem erhielt er für die Schulverschämmnis seines Kindes 22 Tage Gefängnis, die in hohe Geldstrafen umgewandelt wurden. Die dreitägige Gefängnisstrafe mußte er sofort antreten.

Dabei hat der Völkerbund sich auf den Standpunkt des Haager Schiedsgerichts gestellt, wonach den polnischen Behörden die Erklärung der Eltern ohne weitere Nachprüfung zu genügen hat, wenn sie verlangen, daß ihr Kind in eine Minderheitenschule, hier eine deutsche Schule, eingeschult wird. Hinsichtlich der Beschwerden über Gewalttaten gegen deutsche Erziehungsbeschäftigte gab der Völkerbundsrat der Hoffnung Ausdruck, daß geeignete Strafmaßnahmen gegenüber den verantwortlichen Personen ergriffen werden. — Und nun wird Polen im Völkerbundrat in der Minderheitenkommission den Vorsitz führen. Der Bod wird zum Gärtner gemacht. Beiläufig sei gleich erwähnt, daß der Pole auf seiner Heimreise über Paris recht scharfe Ausfälle gegen Deutschland gemacht, unter anderm gefordert hat, Frankreich dürfe nicht eher seine Truppen aus dem Rheinland zurückziehen, bis Deutschland den Polen die heutigen Grenzen gesichert hat. Es soll also der Korridor mit seinem deutschen Boden und seinen deutschen Menschen für immer polnischer Tyrannei preisgegeben bleiben. Die Franzosen sind natürlich sehr erfreut, daß ihr polnischer Verbündeter Wasser auf ihre Mühle gießt. Sie denken auch nicht daran, Deutschland aus ihren Klauen zu lassen und hoffen infolge des Linksruks auf ein gefügiges Deutschland.

Das Ansehen des Völkerbundes wird auch dadurch nicht erhöht, daß er im ungarisch-rumänischen Optantenstreit (es handelt sich um Enteignung ungarischen Grundbesitzes für Rumänien ohne ausreichende Entschädigung), nichts erreicht hat und — vollstümlich ausgedrückt — erklärt: „Da wir euch nicht zum Friedenhalten zwingen können, so wollen wir mit euch nichts mehr zu tun haben; wißt euch!“ Das ist ja auch ein Standpunkt!

Auch in Asien hat der Völkerbund versagt. Zum Völkerbund gehören China und Japan. China ist seit Jahrzehnten ein Land der kriegerischen Unruhen gewesen. Warum? — Die andern Mächte, namentlich England, Amerika, Japan, hatten keinen Gefallen an einem geeinten

chinesischen Reich, das seinen Ausbeutern auf die Finger klopfen könnte. Dazu suchte Rußland China für den Bolschewismus zu gewinnen. Durch den Weltkrieg ist der nationalen Bewegung in China Raum geschaffen worden. China den Chinesen!

Der Gegensatz zwischen Nord und Süd in China — der äußerlich dargestellt wird in der Tatsache, daß die Nordchinesen die Sprache der Südchinesen nicht verstehen, nur die Schriftsprache ist allen gemeinsam — hat auch viel zu den kriegerischen Wirren beigetragen. An der Spitze der Nordchinesen stand der General Tschangtscholin, ein Gegner Rußlands, ein Freund der Japaner. Der Süden stand zunächst unter bolschewistischem Einfluß. Dort übernahm Tschangtscholin die Führung. Der russische Einfluß wurde durch blutige Verfolgung der Kommunisten gebrochen. Die Südmarmee kämpft für ein national eingestelltes China. Eine Zeit lang schien es, als wollten die Japaner der Südmarmee den Weg verlegen. Sie brachten starke Truppen nach China und halten auch heute noch die Mandchurei besetzt. Inzwischen hat die Südmarmee ganz China in ihre Gewalt gebracht. Peking, die Hauptstadt, ist in ihrer Hand. Tschangtscholin soll einem Attentat zum Opfer gefallen sein. Seine Truppen gehen zur Südmarmee über. Die Zentralregierung bleibt aber nicht in Peking, sondern wird nach Nanking in Südchina verlegt.

Zu all den kriegerischen Ereignissen, insbesondere dem Eingreifen Japans, hat der Völkerbund trotz Protest aus Südchina — nichts getan. Er ist eben ein Werkzeug der Ohnmacht in den Händen der Drahtzieher der Weltgeschichte (Frankreich, England), um den weniger starken Völkern, insbesondere Deutschland, Fuhangeln zu legen und den Weg zur Lebensentfaltung zu versperren.

Ob sich die Verhältnisse in China festigen werden, liegt daran, ob die Generale nach erfochtenem Siege die Einigkeit bewahren. Bisher war es so, daß der Kleinrieg der Generale gegen einander das Land nicht zur Ruhe kommen ließ. Es konnte vorkommen, daß eine Stadt von der einen Armee besetzt war, die nächste von der feindlichen und die übernächste von einer dritten, von der ungewiß blieb, zu welcher Partei sie sich rechnete. Die Generale können ihre Soldaten nur so lange zusammenhalten, als sie Löhnung geben können oder Aussicht auf Beute besteht. Geht das Geld aus, so kann es vorkommen, daß die Leute davonlaufen und dann, wie seinerzeit im dreißigjährigen Kriege, sich zu plündernden Banden zusammenschließen. So war dieser Tage die Stadt Tientsien ein Schauplatz wüster Plünderungen geworden. — Es wäre dem chinesischen Volke zu wünschen, daß es endlich zur Ruhe käme. Freilich werde ein einiges chinesisches Reich kraft seiner schier unerhöplichen Reichtümer an Menschen und Bodenschätzen einen bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung der Weltpolitik gewinnen.

Dieser Tage schaute ich den Flugzeugen nach, die auf der Fahrt nach dem Osten den Königsberger Flughafen aufsuchten. Es waren die Flugzeuge des Amom Allah, deren eins ihm vom deutschen Volke anlässlich seines Besuches geschenkt wurde. In Teilstrecken sollen sie über Rußland und das Kaspiische Meer nach Afghanistan fliegen, dort in dem verkehrsarmen Lande neue, schnelle Verbindungen herstellen und von der Kraft und dem Fleiß des deutschen Volkes Zeugnis ablegen.

E. Cz.

Von der großen Tagung des Evangelischen Jungmännerbundes Ostpreußen, die vom 9. bis 11. d. Mts. in Hohenstein stattfand, ist an den Herrn Reichspräsidenten folgendes Telegramm gesandt worden:

„Mehr als 1000 Jungmänner des Evangelischen Jungmännerbundes Ostpreußen stehen zur vaterländischen und Heldengedenkfeier im Ehrenhof des Tannenbergnationaldenkmals und entbieten ihrem Generalfeldmarschall das Gelöbniß unverbrüchlicher Treue.“

Die vom Herrn Reichspräsidenten eigenhändig unterschriebene Antwort lautet:

Dem Evangelischen Jungmännerbund Ostpreußen spreche ich für das freundliche Begrüßungstelegramm von der vaterländischen und Heldengedenkfeier im Ehrenhof des Tannenbergnationaldenkmals sowie für das Treugelöbniß besten Dank aus. Mit freundlichem Grusse

v. Hindenburg.